

Unterschiede : Diversity

Werkstattberichte

des gemeinsamen Frauenforschungszentrums
der Hessischen Fachhochschulen (gFFZ)
herausgegeben von Margit Göttert, Frankfurt
Irmgard Vogt, Frankfurt, und
Karin Walser, Fulda

Bd. 1

Gender und soziale Praxis

herausgegeben von
Margit Göttert und
Karin Walser

Ulrike Helmer Verlag

Inhalt

Praxisfelder und Zielgruppen: Öffnung der Diskurse	
Einleitung	4
<i>Gewalt, Jugendarbeit, Professionalität</i>	
Margrit Brückner Gewalt im Geschlechterverhältnis – Möglichkeiten und Grenzen eines geschlechtertheoretischen Ansatzes zur Analyse »häuslicher Gewalt«	15
Lotte Rose Alles im Fluss? Überlegungen zur Bedeutung der Geschlechterkategorie in der Jugendhilfe	38
Karin Walsler Professionelles Können in der Jugendarbeit	57
<i>Familie und Adoleszenz</i>	
Ute Straub Adoleszenz und Autonomie	78
Ulrike Schmauch Pubertät, Generationskonflikt und Geschlecht	98
Bettina Schuhrke Curiosity and Privacy: The Managing of Children's Sexual Interest in the Family	121

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Ein Titelsatz für diese Publikation ist bei der
Deutschen Bibliothek erhältlich.

Die Deutsche Bibliothek – CIP Cataloguing-in-Publication-Data

A catalogue record for this publication is available
from Die Deutsche Bibliothek

© 2002 Copyright Ulrike Helmer Verlag, Königstein/Taunus

Alle Rechte vorbehalten

Coverabbildung: Hanna Walsler

Druck: Niederland Verlagsservice, Königstein/Taunus

Printed in Germany

ISBN 3-89741-116-4

Ulrike Helmer Verlag

Altkönigstraße 6a, D-61462 Königstein/Ts.

E-mail: ulrike.helmer.verlag@t-online.de

Fax: 06174 / 93 60 65

www.ulrike-helmer-verlag.de

<i>Migration</i>			
Christine Huth-Hildebrandt			
Das Bild von der Migrantin – eine Folie zur Polarisierung der Debatte um Migration?	144		
Rita Rosen			317
Türkische Studentinnen – Leben in zwei Welten	170		
Cornelia Mansfeld			
Frauen in Widersprüchen – Biografische Bedingungen von Fremdenfeindlichkeit und Fremdenfreundlichkeit	181		334
Institutionelle Diskurse und Rahmenbedingungen: Spezifizierungen des Wissens			
<i>Soziale Arbeit, Recht, Soziologie</i>			
Elke Schimpf			370
Geschlechterpolarität und Geschlechterdifferenz in der Sozialpädagogik	198		391
Dagmar Oberlies			
Weiblichkeitskonstruktionen in Strafverfahren – am Beispiel der Hauptverhandlung gegen Monika Böttcher vor dem Landgericht Frankfurt	218		413
Ulrike Teubner			
Soziale Ungleichheit zwischen den Geschlechtern – kein Thema innerhalb der Systemtheorie?	233		428
<i>Politische Strategien</i>			
Sibylla Flügge			
1968 und die Frauen – Ein Blick in die Beziehungskiste	265		
Silvia Kontos			291
Die Ankunft des Neoliberalismus in der Frauenpolitik			
Brigitte Stolz-Willing			
In welcher Gesellschaft leben wir eigentlich? Über die Abwesenheit einer geschlechterdemokratischen Perspektive in der Debatte zur Zukunft der Arbeit			
Monika Simmel-Joachim			
Gleichberechtigung von Frau und Mann im 20. Jahrhundert. Ergebnisse und Hoffnungen zum Ende eines Jahrhundertprojekts			
<i>Aspekte des Gender-Mainstreaming im interdisziplinären Diskurs</i>			
Irmgard Vogt			346
Gender-Mainstreaming, Sucht und Arbeit mit Süchtigen			
Erdmutha Meyer-zu Bexten			
Informatik – Ein interessanter Beruf auch für Frauen?! Ergebnisanalyse einer Fragebogenaktion an verschiedenen Schulen			
Marlies Fröse			
Geschlechterverhältnisse in Organisationen			
Karin Stüfe			
Das heutige und zukünftige Informationsverhalten deutscher Privatanleger – weibliche Privatanleger suchen vertrauenswürdige Informationen			
Grit Hottenträger			
Naturnaher Spielplätze und ihre Nutzung durch Mädchen			

Pubertät, Generationskonflikt und Geschlecht

Einführung

Wenn wir als Erwachsene etwas über Konflikte zwischen Jugendlichen und ihren Eltern hören, so neigen viele von uns spontan dazu, sich eher mit der jugendlichen als mit der elterlichen Seite identifizieren. Offenbar ist es attraktiv, sich in die trotzige Rebellin hineinzuversetzen, die wir mit Fünfzehn gern gewesen wären oder waren, es ist angenehmer, sich mit dem unverstandenen begabten Jungen zu identifizieren, der man vielleicht oder wirklich war und in jetzigen Jugendlichen wiederzuerkennen meint. Die gleiche Neigung zur einseitigen Identifikation mit der Perspektive der Jugendlichen begegnet einem in großen Teilen der Jugendforschung wieder. Die meisten von uns wollen sich, so scheint es, zunächst keinesfalls in die elterliche Position versetzen – wird man doch darin entweder gehasst oder man blamiert sich. In meinem Beitrag versuche ich, Möglichkeiten zu einer Einführung in beide Positionen herzustellen. Meinen Schwerpunkt lege ich auf die Frage, was die psychosexuelle Entwicklung während der Pubertät in den Eltern weiblicher und männlicher Jugendlichen auslösen kann. Ich möchte am Beispiel einiger ausgewählter Aspekte der Jugendsexualität das Verhältnis zwischen Pubertätsverfahren und elterlichen Erfahrungen in dieser Lebensphase untersuchen. Das Material, auf das sich meine Ausführungen stützen, entstammt zum einen meiner langjährigen früheren beruflichen Tätigkeit in der Pro Familia, worin Sexualpädagogik mit Jugendlichen ebenso Thema war wie Gruppen- und Beratungsarbeit mit Eltern; weiterhin der Supervision, die ich an der Fachhochschule im Rahmen des Sozialarbeitsstudiums gebe (seit 1995). Meine Überlegungen beziehen Praxiserfahrungen mit Eltern und Jugendlichen unterschiedlicher kultureller Hintergründe und sozialer Lebenslagen in Nuklear-, Patchwork- und Ein-Elternfamilien von proletarischer bis alternativer Ausprägung ein, Generationskonflikte in eingewanderten, binationalen und deutschen Familien. Ein

Schwerpunkt liegt auf Material aus sozialer Arbeit mit benachteiligten Jugendlichen beziehungsweise Eltern in großstädtischen multikulturellen Milieus. Trotz oder gerade wegen der Unterschiede sind mir immer wieder bestimmte Elemente aufgefallen, die gegenwärtig offenbar typischerweise die Gefühle vieler Eltern in der Pubertät ihrer Kinder bestimmen und die mich daher zu gewissen Verallgemeinerungen geleitet haben.

Gruselkabinett I : Schreckliche Eltern

In Berichten aus verschiedenen psychosozialen Arbeitsfeldern kann man reihenweise schrecklichen Eltern begegnen. Schauen wir uns das Gruselkabinett schrecklicher Eltern näher an, so erkennen wir bald: erstens: Mütter sind an allem schuld, zweitens: Mütter machen viel mehr Fehler, drittens: Väter machen erst recht alles falsch. Ein paar Beispiele:

- Es gibt Mütter, die im Tagebuch ihrer Tochter herumlesen und ihr dann den Freund verbieten und Väter, die ihrer Tochter alles verbieten, die Disco, das Ausgehen, das Schminken und die Freundinnen.
- Es gibt Mütter, die ihren jugendlichen Sohn zum Ersatzehemann machen, ihn durch glückhafte Verwöhnung und erotisierte Nähe an sich ketten, ihm ihr Herz über die schlechten Männer ausschütten, ihm unterwürfig alles recht machen und ihn so perfekt bedienen, dass er mit 20 Jahren noch nicht weiß, wie er die Waschmaschine betätigen soll.
- Väter gibt es, die völlig wegsehen von der Tochter oder viel zu geil hinsehen, unfähig, sie in ihrem Frauwerden positiv zu bestätigen oder aber unfähig, ihre Grenzen zu achten, dabei voller »grabschiger« Blicke, Bemerkungen oder Griffe.
- Es gibt Mütter, die sich ihren Töchtern als allerbeste Freundin aufdrängen, die alle körperlichen und psychischen Regungen der Tochter kennen, kontrollieren und besprechen wollen, die bei harmlosesten Verabredungen der Tochter mit Pille oder Kondom, mit unerbetenen Erlaubnissen und Glückwünschen anrücken.
- Es gibt Väter, die zwar zusammen mit ihrem jugendlichen Sohn Pornofilme angucken und ihm grinsend Witze über Blondinen und Schwule erzählen. Die es aber nicht schaffen, dem Sohn einfachste sexuelle Fragen

angemessen zu beantworten, etwa wie er ein Mädchen kennen lernen könnte oder ob Selbstbefriedigung schädlich ist.

- Mütter gibt es, die finden, dass die Intimität zwischen ihrer Tochter und deren Freundin allmählich zu weit geht, die zu energischer Aufklärung über die Gefahr unnormaler Beziehungen schreiten und die der Tochter auf diese Weise massive Schuldgefühle wegen ihrer sexuellen, möglicherweise lesbischen Entwicklung aufhalsen.
- Es gibt Väter und Mütter, die mit ihren jugendlichen Söhnen und Töchtern offen konkurrieren, die für ihren Sexualneid und ihre Missgunst alle Machtmittel benutzen, um die Jugend ihrer Kinder zu bekämpfen oder sie sich per Nachahmung anzueignen.

Zusammengefasst: es gibt Eltern, die zur Katastrophe werden, wenn die Katastrophe der Pubertät ihrer Kinder über sie kommt. Was macht die Pubertät von Mädchen und Jungen zu einem solchen Angriff auf Eltern? Was ist es, das so viel Einmischung und Übergriff, Hilflosigkeit und Machtdemonstration provoziert? Ich möchte auf zwei Ebenen antworten: zunächst mit einem psychoanalytischen Blick auf die psychosexuelle Dynamik der Pubertät, anschließend mit einer soziologischen Betrachtung spezifischer Probleme, die in modernen Gesellschaften die sexuelle Sozialisation jugendlicher prägen. An beiden Ebenen interessiert mich hier vor allem die emotionale Wirkung auf die beteiligten Eltern.

Zur Psychodynamik der Pubertät

Aus psychoanalytischer Sicht geht es in der Pubertät um die Reaktion der Jugendlichen auf den Umstand, dass ihre Körper zur sexuellen Reife gelangen, auf die damit verbundene Wiederbelebung inzestuöser, regressiver Wünsche und um die Fähigkeit, sich von den Eltern zu entfernen und neue gleichaltrige Sexualobjekte außerhalb der Familie zu finden (vgl. Lauffer/Lauffer 1989). Die Entwicklungsaufgaben, die Kaplan (1991) hervorhebt, bestehen in der Anforderung, das körperliche Erwachsenwerden zu akzeptieren, zu einer definitiven Geschlechtsidentität und sexuellen Orientierung zu gelangen. Um Abschied von der Kindheit zu nehmen, muss die Idealisierung der Eltern beendet und der kindliche Narzissmus in ein reifes Ich-Ideal und ein reifes Über-Ich

umgewandelt werden. Es muss »eine Lösung des Widerstreits zwischen individuellem Verlangen und moralischer Autorität (...) gefunden werden« (Kaplan 1991, S. 131).

Vorpubertät, Pubertät und späte Adoleszenz können als mehraktiges Drama mit etlichen Zwischenspielen gesehen werden, in dem es um verschiedene Konfliktfelder geht:

- um regressive Strebungen narzisstischer und triebhafter Art und um progressive Strebungen danach, die Kindheit zu verabschieden und die inzestuösen Liebesobjekte zu verlassen;
- um konflikthafte Spannungen zwischen Selbstliebe und Objektsuche, zwischen homosexuellen und heterosexuellen Wünschen, weiblichen und männlichen Identifizierungen;
- um Diskrepanzen zwischen sexueller und moralischer Reife – daher die gesellschaftlichen Bemühungen darum, dass jugendliche Verantwortungsgefühle im Umgang mit Schwangerschaftsverhütung, Verletzbarkeit und sexuell übertragbaren Krankheiten entwickeln;
- um den Angriff auf die Eltern, die Tendenz, sie sexuell zu depotenzieren und besiegen zu wollen wie andererseits um das Gefühl, sie noch dringend zu brauchen.

Innere Konfliktspannungen werden von Jugendlichen externalisiert und dramatisiert in Beziehungen – zum Beispiel in polarisierte Beziehungen zwischen Mädchen und Jungen, innerhalb der eigenen Geschlechtsgruppe, in Auseinandersetzungen mit Eltern und anderen erwachsenen Autoritätspersonen. Ausgerollte innere Konflikte der Jugendlichen treffen auf reale äußere Konfliktfelder in Familie, Schule und auf der Straße. Sie kreuzen sich mit Spannungen zwischen jugendlichen Subkulturen und sozialen Milieus, auf schichtspezifische und interkulturell bedingte Konfliktlagen.

Und treffen

Gesellschaftliche Veränderungen der sexuellen Sozialisation jugendlicher

Jugendliche haben sich nicht nur durch den Dschungel pubertärer Gefühle zu kämpfen und innerpsychische Entwicklungsaufgaben zu bestehen. Es kommt die Anforderung hinzu, mit den Wirkungen einer Vielzahl gesellschaftlicher

Veränderungen umzugehen. Hierher gehören die tiefgreifenden Prozesse, die in individualisierungstheoretischen Erklärungsansätzen, als »Zerfall der Normalität« bezeichnet werden. Sie betreffen den Zerfall der »Normalarbeit«, der »Normalfamilie« und der »Normalbiographie«, den Zerfall von Traditionen und Sexualmoral und die Umbrüche auf dem Weg in eine multikulturelle Gesellschaft (Beck 1986, Rerrich 1988, Rauschenbach 1994, Erler 1996, Schmidt 1998). Die genannten Veränderungen hängen mit wesentlichen Verschiebungen im Geschlechter- und im Generationenverhältnis sowie im Verhältnis zwischen Öffentlichkeit und Privatsphäre zusammen. Für unser Thema lege ich das Gewicht auf die folgenden drei Ebenen der Veränderung:

- Mädchen und Jungen erleben ihre Pubertät und Adoleszenz heute in einer Gesellschaft, in der sich das hierarchische Geschlechterverhältnis im Umbruch befindet. Zwar bestehen patriarchale Macht- und Alltagsstrukturen in vielen Bereichen fort, existieren nach wie vor Ungerechtigkeiten und strukturelle Gewalt gegen das weibliche Geschlecht. Aber die scharfe Polarisierung der Geschlechtscharaktere beginnt sich aufzulösen, und in vielen Lebenssphären zeigen sich unwiderrufliche Veränderungen im Geschlechterverhältnis. Diese wirken natürlich auf Frauen und Männer recht unterschiedlich, teils befreiend, teils bedrohlich.

- Das Generationenverhältnis befindet sich in einem tiefgreifenden Wandel. Es gibt eine deutliche Tendenz zur Enthierarchisierung, zur Annäherung zwischen den Generationen. Zur positiven Seite bedeutet das: mehr Kinderrechte, Demokratisierung, Egalisierung (Prokop 1994; Schülein 1990). Zur problematischen Seite bedeutet es: Die Elternrolle wird diffuser und die Generationendifferenz verwischt tendenziell. Dies hat mehrere Ursachen: eine liegt im Verschwinden gesellschaftlich verbindlicher Erziehungsmaßstäbe, das ebenso als bereichernde Pluralisierung wie als Belibigkeit erlebt werden kann und viele Eltern weniger autoritär, aber auch viel unsicherer in ihrer elterlichen Rolle werden lässt. Eine weitere Ursache sehe ich darin, dass viele Eltern aufgrund ihrer Krisen – etwa durch Trennungen, Suchtprobleme oder Arbeitsplatzverlust bedingt – vermehrt emotional bedürftig sind und in hohem Maß Halt suchen an ihren Kindern (Schmauch 1996), die oft ihre verbleibenden nahen Bindungen verkörpern. Hierher gehört ebenfalls die verbreitete Neigung der derzeitigen Elterngeneration – also nicht nur der weiblichen Eltern –, Jugendlichkeit in großem Stil nachzuahmen und als Dauerzustand für sich zu beanspruchen, ablesbar

etwa an Kleidung, Musikgeschmack und Lebensstil. Diese Elemente machen es Jugendlichen – als Kollektiv und als Individuen – schwer, sich ein eigenes Terrain, eigene, andere Formen von Jungsein, zu schaffen. Die Aufgabe der Grenzsetzung im Generationenverhältnis – eine klassische Elternaufgabe – scheint vermehrt zu einer Anforderung an die Jugendlichen zu werden.

- Hinzu kommt in steigendem Maß ein öffentlicher und zum Teil auch familialer Umgang mit Sexualität, in dem Jugendliche kaum auf geschlossene Türen, auf Grenzen und Geheimnisse stoßen, sondern eher von sexuellen Bildern und Bekenntnissen umzingelt werden. Eltern schütten Jugendlichen ihr Herz aus. Bravo informiert bereits seine zehnjährigen Leserinnen und Leser detailgenau über orgasmische Reaktionen. In Sexualaufklärungsbroschüren der Bundesregierung wird auf sexualpädagogisch qualifizierte Weise alles gesagt, und in Talkshows und Pornos können Jugendliche erst recht alles Sexuelle sehen und hören.

Die genannten Tendenzen sind Beispiele für die *Labilisierung traditioneller Grenzen* im Zuge gesellschaftlicher Modernisierungsprozesse. Sie machen den jugendlichen Umgang mit Sexualität teilweise offener und freier, zum Teil aber auch schutzloser. Zugleich erfahren Jugendliche, dass sie im Hinblick auf ihre beruflichen Zukunftsperspektiven auf neue Grenzen stoßen, und nicht wenige von ihnen machen verletzend Erfahrungen mit soziokultureller Ausgrenzung. Wenn sich die Entwicklungsaufgaben für Jugendliche durch diese sozialen Veränderungen auf neue Weise stellen – was bedeutet das dann für deren Eltern? Welchen elterlichen Entwicklungsaufgaben müssen sich Mütter und Väter während der Pubertät ihrer Kinder heute stellen?

Gruselkabinett II : Schreckliche Jugendliche

Vor der Auseinandersetzung mit dieser Frage möchte ich zunächst noch einmal ein paar Beispiele geben, diesmal aus dem Alltag der »Spezies« Pubertierende, die sich für Eltern aus netten Kindern in rätselhaft Ekelpakete verwandelt haben:

- Da ist die Vierzehnjährige, eigentlich intelligent und begabt, die das Gymnasium geschmissen hat, danach auch die Realschule, und die jetzt auf der

Zur Beziehungsdynamik zwischen Eltern und Jugendlichen

Blicken wir noch einmal zurück auf die vorhin umrissene psychoanalytische Sicht der Entwicklungsanforderungen in der Pubertät. Dort wurde in Anlehnung an Laufer und Laufer gesagt, dass es in der Pubertät um die Reaktion der Jugendlichen auf den Umstand geht, dass ihre Körper zur sexuellen Reife gelangen, auf die damit verbundene Wiederbelebung inzestuöser Wünsche und um die Fähigkeit, sich von den Eltern zu entfernen und neue gleichaltrige Sexualobjekte außerhalb der Familie zu finden. Was bedeutet dies für Eltern?

Abschied und Verführung

Aus meiner Sicht bedeutet es vor allem zweierlei: ein vielfaches Abschiednehmen und den Kampf mit Verführungen. Es bedeutet, sich verabschieden zu müssen vom Körper und von Nähe, von Träumen und Illusionen. Es geht darum, endgültig und in doppelter Weise auf den Körper des Kindes zu verzichten – auf den kindlichen Körper (Schmauch 1994a), dem man selbst, insbesondere als Mutter, auf innige Weise nahe war; ein Körper, der sogar im eigenen Körper gewesen ist, der einen gebraucht hat und der nun unabhängig wird. Und es bedeutet, Distanz zu wahren zum sexuellen, genital reifen Körper der Jugendlichen, dem man im Sinne des Inzesttabus nicht nah kommen darf. Wie schwer und konflikthaft dieses Verzichten für Eltern sein kann, sieht man an einigen Verrücktheiten, die sie – zugegeben, überwiegend Mütter – in diesem Zusammenhang zeigen: zum Beispiel am penetranen Pickelausdrücken und Pull-overtauschen, am Beharren darauf, die Wäsche des Sohnes zu waschen oder die Tochter im Ehebett neben sich zu behalten, kurz, am klebrigen, sehnstüchtig festhaltenden Umgang mit dem Körper des großgewordenen Kindes oder an seinen Substituten.

Wie leicht ist es, sich von diesen lächerlichen Müttern zu distanzieren, und wie schwer, wahrzunehmen, dass nicht nur Jugendliche schmerzende Ablösungskonflikte haben, sondern auch Erwachsene. Und wie schwer ist der Verzicht auf die Nähe wirklich? In der psychiatrischen und psychoanalytischen Literatur wimmelt es seit den 1960er Jahren von »intrusive, overwhelming mothers« (nur exemplarisch: Laing 1960; Stoller 1979), von überbehütenden und überkontrollierenden Müttern (Moeller 1983; Pilgrim 1986) als pathogenen.

Hauptschule herumbhängt, mit der Unklarheit, ob sie den Hauptschulabschluss schaffen wird. Ihr ist nur noch ihre Haschclique und das Kiffen wichtig, und sie ist für ihre Eltern unerreichbar geworden.

- Da ist der Fünfzehnjährige, der von Skinheads verprügelt wurde und seither sein Zimmer praktisch nicht mehr verlassen hat. Seit einem halben Jahr geht er nicht mehr in die Schule; er bleibt im Bett und hört nur noch seine Musik.
- Eine Vierzehnjährige will aus ihrer Pflegefamilie raus, zurück zu ihrer leiblichen Mutter, aber der wahre Grund ist, so sagt die Pflegemutter, dass sie dort hinwolle, um ganz nah bei ihrem Freund wohnen zu können; dem sei das Mädchen nämlich hörig.
- Ein dreizehnjähriges Mädchen lässt dröhnend laut Lieder in der Wohnung laufen, die Texte haben wie »Verpiss dich, keiner vermisst dich« oder: »Ich find dich Scheiße«, so oft und so laut in die Ohren der Mutter gedröhnt, bis die schließlich zurückschreit: »Du bist Scheiße!«
- Ein Zweitundzwanzigjähriger hat keine Lust, zu arbeiten oder eine Ausbildung zu machen oder auch, ein Mädchen kennen zu lernen. Er hat nur Lust, zuhause bei seinen Computerspielen zu hocken und viele gute Sachen zu essen. Sein höchstes Glück ist es, nachts in Mamas Auto mit seinen Kumpels zur Tankstelle zu fahren und sich Marsriegel reinzuschieben. Seine Mutter, diese dumme Hausfrau, findet er eigentlich nur peinlich, und den Vater verachtet er, weil dieser dumpfe, angepasste Spießer täglich zur Arbeit trotzelt, was er, der Rebell, nie tun würde.
- Da ist die Siebzehnjährige, die sich an ihren Stiefvater, der ihr von klein auf lieb und vertraut war, nun nur noch wendet, wenn sie Geld von ihm braucht. Der Stiefvater, der sie mag wie früher auch, erhofft sich von solchen Situationen »Beziehung gegen Geld«. Er stellt aber fest, sie ist daran nicht interessiert, sondern tatsächlich nur an Geld. Ganz kühl sagt sie: »Was willst du eigentlich? Du bist nun mal nicht mein Vater.« So, als bloßes Abzocken, hatte er sich die Ablösung allerdings nicht vorgestellt.
- Andere Erwachsene wie PsychologInnen, LehrerInnen oder PädagogInnen werden dafür bezahlt, dass sie diese Jugendlichen eine begrenzte Stundenzahl pro Tag oder Woche aushalten. Für Eltern gilt weder eine Zeitbegrenzung noch erhalten sie Geld, dafür umso mehr schlechte Presse und vernichtende Kritik, sei es von den Jugendlichen selbst, sei es seitens der pädagogischen Fachwelt und der Feuilletons.

Faktoren bei psychischen Erkrankungen im Jugendalter. So zutreffend viele Beschreibungen sind, so anklagend ist ihr Tenor und so wenig werden sie mit einer Analyse mütterlicher Motive und Konflikte verbunden.

Erwachsene, meist die Mütter, verlieren mit der Ablösung ihrer jugendlichen Kinder manchmal die vertrauteste Alltagsbeziehung, die wichtigste emotionale Nähe, die sie hatten. Das stellt der kommunikativen Kultur vieler Ehen natürlich ein Armutszeugnis aus (Bechtler 1995, Brech et al. 1999). Darüber hinaus wirft es ein Licht auf den Mangel an Vertrautheit und Halt in den übrigen Beziehungen zwischen Erwachsenen, auch auf die soziale Isolierung von Hausfrauen. Wo finden Erwachsene Geborgenheit und Zugehörigkeit? Ein Abschied ist es auch, sich von Träumen, von der Idealisierung des eigenen Kindes zu trennen: Wie hatte man selbst es doch für überdurchschnittlich begeben oder für so besonders sozial gehalten... und wie herbe ist es nun, zu sehen, dass das großgewordene Kind letztlich eher mittelmäßig ist, etwas lahm und so egozentrisch wie die meisten anderen Jugendlichen auch. Verabschieden muss man sich auch von der Illusion, dass man die Tochter oder den Sohn glücklich machen, ihnen eine glückliche Jugend ermöglichen könnte. Im Wort »Abschied« klingen eher gedämpfte, traurig-stille Empfindungen mit. Aber das Spektrum der Affekte kann bis zu Verzweiflung und ohnmächtiger Wut reichen, mit der Eltern zusehen, wie ihr Sohn oder ihre Tochter sich auf einen überaus schädlichen, aber unbedingten eigenen Weg machen.

Zu der Anforderung, sich aktiv von vielem zu verabschieden, kommt die Aufgabe hinzu, sich mit verführerischen Angeboten auseinander zu setzen. Ich gebrauche den Begriff der Verführung sowohl in der üblichen, sexuellen Bedeutung als auch im, wie ich finde, notwendigerweise erweiterten Sinn, bezogen auf die für die Pubertät typische emotionale Dynamik, die die beteiligten Erwachsenen »reinzieht« in turbulente Affekte auf beiden Seiten. Jugendliche provozieren Eltern durch ihre Entwicklung in hohem Maß zum Mitagieren. Ihr Sinnen und Trachten ist unbewusst darauf gerichtet, die Erwachsenen auf erotische, aggressive und narzisstische Weise zu genau diesem Mitagieren zu verführen in der untergründigen Hoffnung jedoch, dass die Eltern letztlich stärker sein und ihnen widerstehen werden. Auf der präödpalen Ebene sind es die regressiven Einladungen, vor allem an Mütter: »Versorge mich, lass mich dein Baby sein – aber wehe, du machst mich zum Baby.« »Halt mich fest – damit ich mich losreißen kann.« »Schubs mich raus – damit du es bist, die an der Separation »schuld« ist.« Die Verführungen, die zur ödpalen

Ebene gehören, sind komplex: einerseits erotische Einladungen gegenüber beiden Eltern, also hetero- wie homosexueller Art: pubertäres Ausprobieren von Anflirten und starken sexuellen Sprüchen, in überengen Hosen oder demonstrativer Nacktheit. Jugendliche können Eltern so in Rage bringen, dass sie fast genau die Verfolger und Rächer werden, die sie in ihren Ängsten befürchten. Dazu gehört, dass Jugendliche ihre Eltern auch zu heftiger Konkurrenz hin- und mitreißen können und es leitet über zu den aggressiven Verführungen – zu den massiven Angriffen und dem offenen Hass, den Jugendliche manchmal gegen ihre Eltern wenden. In Loewalds scharfer Formulierung ist es das Ziel jugendlicher Aggressivität, die Eltern zu depotenzieren und letztlich, symbolisch gesehen, sie zu töten (Loewald 1986).

Auf der narzisstischen Ebene geht es um die »notwendige Entidealisierung« – und soviel man auch abstrakt um deren Entwicklungsnotwendigkeit wissen mag, so sehr gehen vielen Eltern diese Entwertungen unter die Haut – überaus abfällige Bemerkungen über die körperliche Erscheinung, die Kleidung, das Altern, die (mangelnden) Erfolge im Leben, die (fehlende) Durchsetzungs-kraft. Mit ihrem herabsetzenden Agieren und Kommentieren können Jugendliche das Selbstwertgefühl ihrer Eltern vorübergehend erheblich erschüttern, sie dadurch zu starken aggressiven Gefühlen verführen und in ihnen den Wunsch wecken, sie nur noch hochkant rauszuschmeißen. Wenn elterlicher Hass nicht bewusst werden darf, kann er sich auch in übertriebener Besorgnis wegen Gefahren jeder Art verbergen.

Es ist unvermeidlich, dass Mütter und Väter durch die pubertären Gefühlstürme ihrer Kinder an ihre Grenzen stoßen. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass es wenig sinnvoll ist, von Eltern Verständnis für ihre jugendlichen Töchter und Söhne zu erwarten, wenn man sie nicht gleichzeitig darin unterstützt, sich selbst zu verzeihen, dass sie unvollkommene Menschen sind. Dass sie in ziemlich unsouveräne Situationen abrutschen und sich manchmal zu unkontrollierten Handlungen gegenüber ihren Kindern hinreißen lassen. Und dass sie irre werden an den Paradoxien der Pubertät – wollen Jugendliche doch auf keinen Fall verstanden werden – und sehnen sich zugleich danach, endlich einmal auch vom Vater, von der Mutter verstanden zu werden. Die Aufgabe für Eltern in der Pubertät ihrer Kinder ist klar: Sie sollen das Sprungbrett für sie sein, stabil und federnd, geeignet für einen gelungenen Abflug. Eltern sollen loslassen. Ohne Feindseligkeit und Rachegefühle gehen lassen. Vielmehr ver- stehend, dabei unaufdringlich begleiten. Vertrauen und Kontrolle in der jeweils

erforderlichen Dosis vermitteln. Sich nicht verführen lassen zu regressiven und inzustuösen Arrangements. Ebenso wenig zum Ausrasten und Zuschlagen. Die angemessene Mischung zwischen Freiheit und Grenzensetzen vermitteln. Und bei allem eine unerschütterliche Heimatbasis bleiben, in der die Jugendlichen bei Bedarf doch immer wieder anlanden können.

Was es schwer macht: Realität, Vergangenheit, Bedürftigkeit und Kränkungen

Was macht es eigentlich so schwer, diese Aufgabe zu erfüllen? Ich halte unterschiedliche Faktoren für wichtig: die Realität mit ihren konkreten Gefahren, die Wiederbelebung vergangener eigener Pubertätskonflikte, die Bedürftigkeit von Eltern und ihre Kränkbarkeit.

■ Da ist zunächst die *aktuelle Realität* mit ihren realen Risiken. Durch Schulverweigerung können sich Jugendliche tatsächlich ihre Chancen für den weiteren Ausbildungs- und Berufsweg beschädigen. Jugendliche setzen sich beim Trampen und bei Autofahrten mit frischem Führerschein, mit Drogen, bei Diebstählen als Mutproben, in gewalthaltigen Situationen und Orten wirklichen Gefahren aus. Es ist immer wieder schwierig, zwischen dem Wunsch, sie noch zu schützen und dem notwendigen Zutrauen *auf ihre Fähigkeit, sich selbst zu schützen, die richtige Mitte zu finden.*

■ Die *Vergangenheit* in Gestalt eigener früherer Pubertätskonflikte und der Wunsch, es um jeden Preis besser zu machen als die eigenen Eltern damals, kann Eltern im Umgang mit ihren jugendlichen Kindern beeinträchtigen. Dieser Aspekt ist insbesondere von Therese Benedek (1960) in psychoanalytischen Paralleluntersuchungen von Kindern und Eltern herausgearbeitet worden. Die Autorin zeigt darin, dass Kinder in sämtlichen Phasen ihrer Entwicklung die entsprechenden unbewussten Entwicklungs-konflikte in den Eltern aufstören, sie introjizieren und ihnen agierend wieder entgegenbringen. Eltern müssen dann mit den »positiven wie auch mit den negativen Offenbarungen des eigenen Selbst fertig werden« (Benedek 1960, S. 49). Und weiter: »Es scheint, dass Eltern und Kinder wie Paranoiker das Erreichen, was sie mit Angst antizipieren und zu vermeiden trachten« (ebd., S. 50).

■ Das Sich-verabschieden und die Festigkeit gegenüber pubertären Verführungen fallen Eltern nach meiner Beobachtung umso schwerer, je größer

ihre *Bedürftigkeit* ist. Aus der Praxis der Erziehungsberatung und der Hilfen zur Erziehung entsteht der Eindruck, dass viele Eltern in sinnlicher, seelischer und sozialer Hinsicht außerordentlich bedürftig sind, dass ihnen Intimität und Nähe, schlicht gesagt, Liebe in einem schmerzlichen Maß fehlt. Nicht wenige Eltern leben in miserablen Ehen; Claudia Sies spricht in diesem Zusammenhang von einer »Verwahrlosung der Beziehung«, die umso sichtbar wird, je deutlicher sich die Kinder ablösen (Sies 1995, S. 54). Andere leiden daran, ohne Beziehung, ohne zärtliche oder sexuelle Befriedigung zu sein, aber oft auch ohne ausreichende Freundschaften und unterstützende Beziehungsnetze. Vor diesem Hintergrund kann die altersgemäße Abwendung Heranwachsender, ihr Sich-verschließen und Fortgehen dann eine wirkliche Krise für Eltern bedeuten. Es kann weh tun, viel weniger wichtig zu werden als die Clique der Jugendlichen, als die Parties, Unternehmungen und innigen Freundschaften. Und der eigene Mangel an Lust und Liebe wird schärfer empfunden, wenn man dem Schwärmen, Verlieben und den sexuellen Erlebnissen zusehen muss, die das eigene großgewordene Kind wirklich oder vermeintlich bewegen.

Ein weiterer Grund, der es schwer macht, Jugendliche auf »reife« elterliche Weise loszulassen und ihren Verführungen zu widerstehen, liegt in einer vorübergehend *anwachsenden Summe von Kränkungen*. Es ist kränkend, sich selbst im Älterwerden zu sehen und die Töchter und Söhne in ihrer Jugend. Ihnen steht noch alles offen, für Eltern ist vieles oder fast alles festgelegt. Es ist kränkend, sich selbst neidisch und missgünstig zu fühlen – scheint doch diese Position in fataler Weise der des ödipalen Kindes zu ähneln, das aus der Urszene, dem Geschlechtsverkehr der Eltern ausgeschlossen ist. In Auseinandersetzungen erleben sich Eltern nicht selten argumentativ unterlegen, und es ist sehr kränkend, sich nicht mehr durchsetzen zu können. Es kränkt auch, zu sehen, dass manche der eigenen Hoffnungen für die heranwachsenden Kinder enttäuscht werden und dass man für ihr Wohlbefinden und Fortkommen oft nichts (mehr) tun kann.

Zur Wirkung gesellschaftlicher Veränderungstendenzen auf Eltern

Neue Leitbilder : Jugendphase und Erwachsensein im Umbruch

»Bei der menschlichen Spezies«, schreibt Louise Kaplan, »garantiert nur eine starke verlängerte Bindung zwischen Kind und Eltern einen kontinuierlichen Übergang einer Generation zur nächsten. Mit dem Erreichen der Geschlechtsreife müssen die Bande ausreichend gelockert sein, damit der Jugendliche das Familiennest verlassen und ein erwachsenes Mitglied der Gesellschaft werden kann.« (Kaplan 1991, S. 191). Das heißt: damit die Menschen eine neue Familie gründen, ihre Arbeit tun und einfache moralische Regeln befolgen. Das klingt zeitlos schön, aber was ist, wenn wir bedenken, dass

- heute in der Pubertät und nicht selten sogar weit über das Ende der Adoleszenz hinaus die Bande an das Familiennest – auf jeden Fall bei Jungen – vielfach nicht ausreichend gelockert werden,
- Jugendliche nicht ausreichend bezahlte Arbeit finden, die sie tun und von der sie leben können,
- neue »Familiengründungen« in statistisch relevantem Maß abnehmen?

Und welche Folgen hat es für Jugendliche und ihr Erwachsenwerden, dass eine traditionelle kulturelle Grenze zwischen Jugend und Erwachsenen, die Existenz sexueller Geheimnisse – zumindest in der öffentlichen Sphäre – beseitigt ist, indem alles Sexuelle medial veröffentlicht wird? Eltern müssen in einer weitgehend individuellen Leistung ihre Definition von Jugend und Erwachsensein, von dazwischenliegenden Grenzen und Übergängen erarbeiten und diese ihren jugendlichen Kindern vermitteln. Sie müssen die passende Form des Erwachsenseins und Erwachsenwerdens selbst *irgendwie* herausfinden, *by trial and error*. Und da unterlaufen Eltern natürlich viele Irrtümer (wie aus meiner Sicht zum Beispiel der, dass sie ihren Kindern zum Erwachsenenstatus verhelfen, indem sie ihnen den weitestgehenden Konsum teurer Güter ermöglichen).

Traditionell hieß das Konzept weiblicher Erwachsensein, die Mutterrolle einzunehmen, Ehemann, Kinder und Großeltern zu versorgen, dafür sich selbst unterzuordnen und, soweit erforderlich und vereinbar, Geld hinzuzuwedienen. Komplementär beinhaltete das traditionelle Konzept männlicher Erwachsensein, die Hauptnährerrolle einzunehmen, Bequemlichkeit und Last dieser Rolle zu tragen und Vorrechte jeder Art der Ehefrau gegenüber zu beanspruchen. Sehen wir uns die Leitbilder moderner Erwachsensein an: eine

erwachsene Frau zu sein beziehungsweise zu werden, bedeutet heute, sich sowohl der traditionellen Erwartung zu stellen als auch in beruflicher und ökonomischer Hinsicht zunehmend für die eigene Existenzsicherung zuständig zu sein. (Keddi et al. 1999). Dabei muss eine junge beziehungsweise erwachsene Frau es schaffen, sich im Erwerbsbereich in der Konkurrenz mit Männern und Frauen wie gegenüber spezifischen frauenfeindlichen Ausschluss- und Deklassierungsmechanismen zu behaupten. Den Widerspruch zwischen traditionellen und modernen Anforderungen muss sie ebenso individuell lösen wie jenen zwischen der Gleichberechtigungs-Rhetorik »Frauen sind heute nicht mehr benachteiligt« und ihren möglicherweise abweichenden Erfahrungen (Oechle/Geissler 1998).

Ein erwachsener Mann zu sein beziehungsweise zu werden heißt heute vermehrt, die Funktion des alleinigen Familiennährers abzugeben, weil nur sein Lohn immer weniger eine Familie ernähren kann, weil die Arbeitsplatzsicherheit auch für Männer (wieder) verloren gegangen ist und weil immer weniger Frauen die ausschließliche Familienrolle konfliktfrei akzeptieren. Das bedeutet, dass männliche Vorrechte zur Debatte stehen. Es ist nicht mehr selbstverständlich, der Herr im Haus zu sein. Gewalt und Bequemlichkeiten sind kritisierbar und legitimationsbedürftig geworden. Es sind neue, erhöhte Ansprüche an die Vaterrolle aufgetaucht (Schnack/Gesterkamp 1996) und damit neue Konflikte. Denn ein engagierter »neuer Vater« zu sein, bedeutet auch, mit der Mutter auf einem traditionell weiblichen Feld, der Erziehung, zu konkurrieren – um die Kinder und um die gute Elternrolle. Beide, Erwerbs- und Privatsphäre, sind zu Terrains geworden, in denen es um Macht und Konkurrenz zwischen den Geschlechtern geht und um die historisch neue Anforderung an weibliche und männliche Erwachsensein, nicht-destruktive Formen für diese Konkurrenz zu entwickeln.

Neue Anforderungen an Mütter und Väter

Die Erfahrung von Eltern zeigt, dass es in dieser Situation des Umbruchs der Geschlechter- und Generationenverhältnisse objektiv und subjektiv schwierig ist, Vorbild zu sein. Viele Väter fühlen sich ratlos gegenüber der Aufgabe, für ihre Söhne ein lohnenswertes Objekt der Identifizierung abzugeben, denn ein wirklich positives Männlichkeitsbild ist weder auf der traditionellen noch auf

der modernen Seite erkennbar. Nicht wenige Männer suchen händeringend nach Themen, die sie mit ihren heranwachsenden Söhnen teilen können – was sich keineswegs nur, aber besonders deutlich an der chronischen Schwierigkeit geschiedener Väter zeigt, an den Wochenenden mit ihnen etwas Gemeinsames zu tun. So müssen manche zum Beispiel eine neue Mischung aus jugendlicher Kompetenz und väterlicher Inkompetenz im Umgang mit den Informationstechnologien balancieren und in die Vater-Sohn-Beziehung mit ihren gewöhnlichen pubertätsspezifischen Auseinandersetzungen integrieren.

Bezogen auf Weiblichkeitskonzepte haben viele Frauen dagegen das Gefühl, dass es zwar auf jeden Fall positive neue Frauenleitbilder gibt, dass Ideale und Ziele – in politischer, beruflicher, sexueller Hinsicht – zwar eigentlich klar sind, dass aber Ideal und Wirklichkeit im konkreten Fall beschämend auseinander klaffen. Mütter fühlen sich in den überkritischen Augen der jugendlichen Töchter in jeder Hinsicht auf dem Prüfstand:

- »Du bist ja nie da« – Vorwurf an die voll berufstätige Mutter;
- »Du bist viel zu viel da« – Vorwurf an die nicht erwerbstätige Mutter und »Nurhausfrau«, der ihre »Aufopferung« verächtlich vorgeworfen wird;
- »Du mit deiner ewigen Hektik« – Vorwurf an die teilzeitbeschäftigte, um Vereinbarkeit bemühte Mutter;
- »Du kriegst es ja selbst nicht hin mit Papa« – Vorwurf an die Mutter, die sich nicht trennt;
- »Du kriegst es ja auch nicht hin mit den Beziehungen« – Vorwurf an die Mutter, die sich getrennt hat und auf der Suche nach neuen Beziehungen ist.

Eltern müssen ertragen, als Frauen und Männer in ihrer ganzen Unfertigkeit von den jugendlichen Kindern beäugt und in den wunden Punkten ihrer Lebensform in Frage gestellt zu werden. Kinderlose Erwachsene haben es in dieser Hinsicht wesentlich leichter. Sie können sich bestimmten konfliktreichen Themen im Zusammenhang mit Liebe, Sexualität und Lebensform konsequent entziehen. Eigenen Schwächen gegenüber dürfen sie getrost blind bleiben, solange sie intime Beziehungen erfolgreich vermeiden. Niemand zwingt sie, ungelöste gesellschaftliche Probleme dauernd stellvertretend zu lösen, anders als Eltern, die zum Beispiel ständig das Dilemma der sexuellen Liberalisierung händeln und entscheiden müssen: Soll das Kind bestimmte *sex and crime*-Filme sehen, was ist zu viel Kontrolle, was zu wenig Schutz, wo ist die Mitte zwischen verrohender Beliebigkeit und repressiven Tabus – und so weiter.

Oder die Sache mit den Leitbildern: es ist die Gesellschaft insgesamt, die für Frauen und Männer bisher keine Formen durchgesetzt hat, Erwerbs- und Familienarbeit gerecht zu teilen und die daher keine wirklich lebbareren modernen Leitbilder für erwachsenes partnerschaftliches Zusammenleben entwickelt hat. In diesem leeren beziehungsweise diffusen Raum müssen Eltern aber handeln und für ihre individuell gebackenen (Not-)Lösungen, für ihre widersprüchlichen, krummen Mittelwege zwischen Tradition und Moderne ihren jugendlichen Kindern Rede und Antwort stehen. Kinderlose Erwachsene können dagegen ihre Widersprüche ganz ruhig und unhinterfragt im Raum stehen lassen. Wenn sie sich allein und trostbedürftig fühlen, können sie sich mit der Katze, der Vorabendserie und dem Alkohol trösten, ohne die Gefahr, beobachtet zu werden oder jemand anderem unmittelbar dabei zu schaden. Mütter und Väter sind so verführt, das Naheliegende zu tun, sich anzulehnen an ihre Töchter und Söhne, die ja da sind, loyal, abhängig und vertraut, überaus geeignet als Projektionsfläche, Blitzableiter, seelischer Abfallimer und was der nützlichen Rollen mehr sind.

Damit Eltern verständnisvoller und verzeihender mit sich selbst umgehen, sollten sie sich vergegenwärtigen, dass sie Teil des schon genannten gesellschaftlichen Prozesses sind, in dem »Normalität zerfällt«. Die bisherige normale Arbeit – die Lohnarbeit in ihrer männlichen, lebenslangen Form – erweist sich als ein verschwindendes Phänomen (Schnack/Gesterkamp 1996; Beck/Beck-Gernsheim 1994). Die normale Familie – die stabil war um den Preis der Unterordnung der Frau – ist in zersetzendem und befreiendem Wandel begriffen (Ley/Boyer 1992; Rerrich 1988). Normalbiographien und Leitbilder der normalen Frau, des normalen Mannes haben sich in eine Vielzahl möglicher Entwürfe zerteilt. Während es normal schien, einer nationalen Monokultur anzugehören, ist die teils bereichernde, teils konfliktreiche Koexistenz sehr unterschiedlicher Kulturen innerhalb einer Gesellschaft für viele Teil des Alltags geworden. Was normal ist auf dem Gebiet der Sexualität und der Sexualmoral, ist zunehmend ungewiss (Valverde 1989; Schmidt 1998; Sigusch 1998). All diese Veränderungen gehören zum durch und durch ambivalenten, gesellschaftlichen Prozess der Individualisierung, der repressive ebenso wie schützende Traditionen auflöst. Damit verlieren auch manche patriarchalen Hierarchien ihre Wirkung, was Frauen Schritte zu mehr persönlicher Freiheit und zu mehr Rechten ermöglicht. Gleichzeitig erzeugt der Zerfall der Normalität Des-

orientierung, Verluste jeder Art und die erhöhte Gefahr einsam erlebten Scheiterns. Viele frieren in den »Frösten der Freiheit« (v. Wysocki 2000).

Seit dem Zerfall der traditionellen Gewissheiten und der großen Zukunftsentwürfe wissen die meisten Menschen keine Antwort mehr auf die Frage nach Sinn und Ziel des gemeinsamen wie des persönlichen Lebens. Man lebt eben drauf los, es wird schon was draus werden, oder auch nicht. Wieso sollten gerade Eltern mit einer Klarsicht ausgestattet sein, die allen anderen abhanden kommt? Elternschaft hebt Menschen nicht automatisch in einen Zustand der Reife, der Erwachsensein, der moralischen Integrität und Klugheit. Wenn etwas von diesen Qualitäten in manchen Situationen an Eltern im Umgang mit ihren pubertären Töchtern und Söhnen sichtbar wird, so kann das als erstaunlich und manchmal als hart errungener Sieg gelten.

Zum Verhältnis zwischen Jugend- und Erwachsenensexualität

Meine bisherigen Überlegungen dazu bewegten sich entlang der Frage: wie können älter werdende Erwachsene ihren Mangel an Lust und Intimität ertragen, ohne sich dafür an der jugendlichen Generation in der einen oder anderen Form zu rächen? Eine Antwort wäre: es bleibt ihnen nichts anderes übrig, als die Realität des Alterwerdens und das dazugehörige notwendige Trauern zu akzeptieren. Das hieße, es als Merkmal dieser Lebensphase zu sehen und hinzunehmen, dass die erotische Attraktivität, zärtliche und sexuelle Aktivitäten und – bei Frauen die Fruchtbarkeit – nachlassen und dem Ende zugehen. Nach Betty Raguse-Stauffer würde dies mit der Fähigkeit einhergehen, die »depressive Position« einzunehmen, in der diese Autorin mit Melanie Klein die »Vorsetzung dazu (sieht), Begrenztheit, Unvollkommenheit und Uneindeutigkeit zu ertragen« (Raguse-Stauffer 1995, S. 48). Hinzu käme die Möglichkeit, verstärkt neue, nichtsexuelle Lebensthemen für sich zu entdecken – im öffentlichen, politischen oder kreativen Bereich, in der Spiritualität, auf beruflichem oder ehrenamtlichem Gebiet. Dies wäre ein Plädoyer für Trauerarbeit und für Sublimierung, für das Verlagern der Suche nach dem großen sexuellen Glück in die Schaffung kleinerer und milderer Freuden. Es würde sogar eine Erleichterung für diejenigen der Elterngeneration bedeuten, die Sexualität überwiegend problembelastet oder als Verpflichtung erlebt haben. V. Sydow spricht in

diesem Zusammenhang von der Option einer »selbstbestimmte(n) sexuelle(n) Abstinenz« (v. Sydow 1995).

Ich möchte aber noch eine Richtung beleuchten, in der weitere Antworten denkbar sind. Dies scheint zumindest im Blick auf diejenigen Eltern sinnvoll, die den Eindruck spürbarer Bedürftigkeit und sinnlicher Sehnsüchte vermitteln oder die sich in auffälliger und konflikthafter Weise in die Erfahrungen ihrer jugendlichen Kinder einmischen – wie etwa in den Beispielen im Gruselkabinett der schrecklichen Eltern. Vielleicht könnten diese Erwachsenen den Jugendlichen ihre sexuelle Entwicklung dann eher gönnen, wenn sie ihre eigene Entwicklung auf diesem Gebiet nicht unweigerlich für beendet halten. Das würde bedeuten, zu hinterfragen, ob es etwa bei einem erreichten, wenig zufriedenstellenden Zustand – dem ungewollten Alleinsein, einer dahindümpelnden Ehe, unerfreulichen Beziehungen – bleiben muss oder ob ein Neubeginn vorstellbar ist. Dies führt weiter zu einer Auseinandersetzung mit konventionellen Alters- und Geschlechterbildern und mit neuen Vorbildern (v. Sydow 1995, Rückert 2000).

Die Voraussetzungen dafür, in dieser relativ späten Lebensphase noch einmal neue, sexuell und emotional befriedigende Erfahrungen zu machen, sind eigentlich günstig: Das Ich eines Erwachsenen ist im Vergleich zu einem adoleszenten Ich (potentiell) gefestigter und erlebnisfähiger. Es kann primitive und infantile Elemente lustvoller Sexualität (das Maß der Hingabe, »ozeanische Gefühle«, die polymorph-pervexe Variationsbreite sexueller Aktivitäten) vermutlich freier erleben, weil es elastischer und integrationsfähiger ist. Jugendliche am Kindsein – zeitlich und biologisch, ökonomisch und sozial – noch so nahe bedroht fühlen, sie nicht in gleichem Maß wie im späteren Erwachsensein zu lassen und genießen können. Für sie ist es ja oft schon aufregend genug, ihre Schüchternheit zu überwinden, Nacktheit und Erregung mit einer anderen Person zu teilen. Und das Wichtige ist für Jugendliche manchmal nicht so sehr der sinnliche Genuss als vielmehr der Stolz, *ES* zu tun, *SEX* zu haben, der Triumph, jetzt groß genug und eingeweiht zu sein. Wegen der größeren Stabilität und der zeitlichen Distanz können Erwachsene der Elterngeneration nicht nur infantile, sondern auch pubertäre Elemente in ihrer Sexualität wiederbeleben und zulassen, starke Idealisierungen und Leidenschaften. Sie wissen ja aus Erfahrung inzwischen, dass sie daran nicht wirklich sterben werden.

Erwachsene der Elterngeneration haben Jugendlichen voraus, dass sie sich selbst sexuell besser kennen. Sie haben über Jahrzehnte schlechte und gute Erfahrungen gesammelt, mit sich allein, mit dem einen, vielleicht auch mit dem anderen Geschlecht und sie können Vergleiche anstellen, die sich nicht wie bei Jugendlichen vorwiegend auf sexuelle Leistungskriterien beziehen, sondern auf das Wissen um das, was ihnen gut tut. Manche sind in ihren Vierzigern oder Fünfzigern auf der Höhe ihrer sexuellen Erlebnisfähigkeit und empfinden ein Spektrum sinnlicher Gefühle, das ihnen mit siebzehn oder siebenundzwanzig Jahren verschlossen war. Warum sollten sie also dabei stehen bleiben, fasziniert oder trauernd auf Jugendliche zu blicken und sie um ihren Aufbruch, ihre sexuellen Entdeckungen beneiden? Im Neid wird übrigens leicht übersehen, wie viel Mut Jugendliche brauchen, um ihre Ängste zu überwinden – Angst, etwas nicht zu schaffen, beschämt zu werden, nicht normal zu sein, nicht so toll wie die anderen, eigene und fremde Reaktionen überhaupt nicht zu verstehen...

Wenn Jugendliche diesen Mut aufbringen, warum nicht auch Erwachsene? Dabei ist die Lage der Geschlechter unterschiedlich, wie sowohl Alltagsbeobachtung als auch Forschung belegen (vgl. die Literatur bei v. Sydow 1995; Sies 1995; Raguse-Stauffer 1995). Da ich hier lieber männlichen Forschern die Betrachtung der Lage ihrer Geschlechtsgenossen, der älter werdenden Väter, überlasse, beschränke ich mich im folgenden auf Anmerkungen zur Situation von Frauen der Elterngeneration. Für sie liegen zunächst kaum sozial anerkannte Muster für sexuellen Weiterentwicklungen bereit. Was konventionell bereit liegt, sind das beigefarbene Kostüm und der Makramee-Kurs, die kulturellen Bilder der asexuellen Mutter und des »unsichtbaren Geschlechts« (Cadura-Saf 1986). Es gibt aber inzwischen neue öffentliche Frauenbilder dieser Altersgruppe, die eine selbstbewusste Sinnlichkeit signalisieren, derzeit vermehrt in TV-Serien zu sehen, von Iris Berben über Hannelore Elsner, Hannelore Hoger bis zu Evelyn Hamann und Senta Berger, in vitalen und differenzierbaren Rollen, die noch vor einigen Jahren nicht geschrieben, zumindest aber nicht verfilmt worden wären. Sabine Rückert (1998) spricht hier gar von den »neuen Heldinnen an der Erotikfront«. Gewandelte öffentliche Weiblichkeitsbilder verkörpern manche Frauen auch auf der politischen Bühne. So vermittelt etwa die Ausstrahlung von Frauen wie Sabine Leutheuser-Schnarrenberger, Heide Simonis, Renate Schmidt oder Waltraut Schoppe nach meiner Wahrnehmung, dass politische Kompetenz, »weibliche Lebensmitte« und Sinnlichkeit eine gelungene Verbindung eingehen können. Demgegenüber signalisierte

die stählerne Dauerwelle der vorausgegangenen Politikerinnengeneration – einer Elisabeth Schwarzkopf, Annemarie Renger oder Hannah Renate Laurien zum Beispiel –, dass an Frauen in dieser Position und in diesem Alter nichts mehr daran erinnern durfte, dass sie je Geschlechtswesen gewesen waren.

Die unterschiedlichen Formen, in denen ältere Frauen im wirklichen Leben nach Erotik suchen, werden in Untersuchungen aufgezeigt: da sind diejenigen, die in ihrer Ehe bleiben, sie wie ein »Beziehungs-Kunstwerk« (Sies 1995, S. 51) pflegen oder die die Zärtlichkeit mit dem Ehemann wiederzubeleben versuchen. Manchen, die eher resigniert oder aus pragmatischen Gründen an ihrer Ehe festhalten, gelingt es, lustvolle Affären zu genießen oder sich gelegentlich sexueller Dienstleistungen zu erfreuen. Zunehmend mehr Frauen bewegen sich aus lieblosen Ehebeziehungen heraus (Schneider 2000; Meyer/Schulze 1989), sei es, um ungehindert ihre Freiheit zu genießen, sei es, um neue Beziehungen zu Männern oder zu Frauen zu suchen. Claudia Sies verweist auf eine »augenblicklich etwas ansteigende Variante (...)«, das Zusammenfinden älterer Frauen mit jüngeren Männern« (Sies 1995, S. 54). Die aktuell sichtbare Zunahme von *Coming-out*-Gruppen für Frauen über 40 oder von Gruppenangeboten für lesbische Mütter und die öffentliche Diskussion über Regenbogenfamilien belegen, dass das Homosexualitätstabu sich weiterhin allmählich lockert und es damit Frauen der Elterngeneration vermehrt möglich wird, eine zuvor latente Homosexualität auszuleben (Ministerium für Frauen, Jugend, Familie und Gesundheit NRW (Hg.) 1999; Sozialwerk für Lesben und Schwule (Hg.) 1998; Siefert et al. 1998; Sasse 1995; Referat für gleichgeschlechtliche Lebensweisen Berlin (Hg.) 1993).

Zwar bestehen unzweifelhaft immer noch große Diskrepanzen zwischen den realen sexuellen Lebensformen und den Wünschen von älteren Frauen – in Studien wird hier von einem auffälligen »*interest-activity-gap*« (Verwoerd et al. 1969; Brecher et al. 1984, zit. in v. Sydow 1995, S. 62) gesprochen. Ursachen werden im altersbedingten Männermangel und in konventionellem männlichem Partnerwahl-Verhalten gesehen, auf Frauenseite in kulturell und lebensgeschichtlich bedingten Hemmungen und in der noch immer weit verbreiteten weiblichen Einstellung, Sexualität sei nur in einer Liebesbeziehung lebbar. Dass Wünsche von der Realität (noch) nicht erfüllt werden, spricht nicht gegen die Wünsche. Vergleicht man die relative Vielfalt sexueller Lebens- und Beziehungsformen heute mit jenen, die vor einer Generation für ältere Frauen, insbesondere Mütter, lebbar waren, so kann man nur

konstatieren, dass es offenbar einer Reihe von Wünschen inzwischen gelungen ist, sich auf individueller wie gesellschaftlicher Ebene Geltung zu verschaffen. Das wäre nicht möglich gewesen, wenn Frauen nur vernünftig in der depressiven Position ausgeharrt hätten. Ohne eine Portion Größenwahn, manischer Verleugnung und destruktiver Impulse hätten sie Hindernisse für unüberwindbar gehalten und wären auf ihren »unmöglichen Wünschen« sitzen geblieben. Mit diesem Blick auf die Schubkraft »adoleszenter Elemente« komme ich zur vergleichenden Betrachtung jugendlicher und erwachsener Erfahrung zurück.

Es ergeben sich heute für Frauen Situationen, die in sozialer und emotionaler Hinsicht mit der von Jugendlichen eine gewisse Ähnlichkeit besitzen: wie diese betreten sie oftmals unbekanntes, auch unerlaubtes Terrain. Als Angehörige des »Geschlechts zweiter Klasse« gelangen sie in öffentliche Räume, berufliche Positionen und private Situationen, für die sie Mut brauchen, um äußere und innere Hemmnisse zu überwinden. So wie Jugendliche auf Zeit ausgeschlossen sind von bestimmten Vorrechten der Erwachsenen, so sind Frauen, historisch und strukturell gesehen, von bestimmten Privilegien der Männer ausgeschlossen und brauchen kämpferische Energie, um dem ihre Ansprüche entgegenzusetzen. Besitzstände wie sichere Arbeitsplätze, politische Machtpositionen und Wohlstand werden gegen Frauen und gegen Jugendliche verteidigt, aber die Verteidigungslinien, die Altherrenriege und Männerbünde, sind nicht mehr überall dicht geschlossen; es finden sich auch Männer als Verbündete.

Wenn es zutrifft, dass Frauen der Elterngeneration sich heute vielfach in einer sozialen Situation bewegen, die zum Teil durch ähnliche Herausforderungen wie in der Jugendphase geprägt ist, dann könnte darin die Chance liegen, dass sie daraus eine gute Kompetenz im Umgang mit den Irrungen und Wirrungen der Pubertät entwickeln. Diese Chance sehe ich für Mütter wie für Frauen, die psychosozialen Berufsfeldern mit Jugendlichen arbeiten. In dem Maße, in dem sie sich ihrer sexuellen Erwachsenenheit bewusst sind und sich ihrer erfreuen, brauchen sie keine Jugendlichkeit für sich zu pachten. Sie müssen Jugendlichen ihre Lust umso weniger missgönnen, je mehr sie sie für sich beanspruchen. Sie können den Töchtern und Söhnen ihre sexuelle Unreife und die unvermeidlichen Irrtümer eher lassen, wenn sie ihre eigene sexuelle Reife genießen und die gleichzeitig vorhandenen Elemente der Unfertigkeit als vitale Experimentier- und Entwicklungschance verstehen.

Literatur

- Bechtler, Hildegard (1995): »...also, ich mach mir da schon selber Mut.« – Die Wechseljahre aus der Sicht betroffener Frauen. In: psychosozial 18.Jg. 1995 Heft 11, S. 9-31
- Beck, Ulrich (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt/Main
- Beck, Ulrich und Elisabeth Beck-Gernsheim (Hg.) (1994): Riskante Freiheiten. Frankfurt/Main
- Benedek, Therese (1960): Elternschaft als Entwicklungsphase – ein Beitrag zur Libidotheorie. In: Jahrbuch für Psychoanalyse 1, 1960
- Brech, Claudia und Rainer Richter (1999): Brustkrebskrankungen und weibliche Identitätsentwicklung. Die Bedeutung von Beziehungserfahrungen adoleszenter Töchter von Frauen mit Mammakarzinom. Zeitschrift für Sexualforschung 12, 1999, S. 308-329
- Cadura-Saf, D. (1986): Das unsichtbare Geschlecht. Frauen und Wechseljahre und -Älterwerden. Reinbek
- Erler, Michael (1996): Die Dynamik der modernen Familie. Weinheim/München
- Hagemann-White, Carol (1993): Berufsfindung und Lebensperspektive in der weiblichen Adoleszenz. In: Karin Flaake und Vera King (Hg.): Weibliche Adoleszenz. Frankfurt/Main
- Kaplan, Louise J. (1991): Abschied von der Kindheit. Stuttgart
- Keddi, Barbara, Patricia Pfeil, Petra Strehmel und Svendy Wütrmann (1999): Lebensthemen junger Frauen. Opladen
- Laing, Ronald D. (1960): The Divided Self. An existential study in sanity and madness. Tavistock
- Laufer, Moses und M.Eglé-Laufer (1989): Adoleszenz und Entwicklungskrise. Stuttgart
- Ley, Katharina; Christine Borer (1994): Und sie paaren sich wieder. Über Fortsetzungsfamilien. Konstanz
- Loewald, Hans W. (1986): Psychoanalyse – Aufsätze aus den Jahren 1951 bis 1979. Stuttgart
- Meyer, Sybille und Eva Schulze (1989): Balancen des Glücks. Neue Lebensformen. München
- Ministerium für Frauen, Familie, Jugend und Gesundheit des Landes Nordrhein-Westfalen (Hg.) (1999): Bestandsaufnahme lesbischer Initiativen und Vereine und der Beratungsangebote für Lesben in NRW. Düsseldorf
- Moeller, Lukas M. (1983): Nachwort zu Barbara Franck. Männer. München
- Pilgrim, Volker E. (1986): Der Untergang des Mannes. Reinbek
- Prokop, Ulrike (1994): Einige Überlegungen zum Thema: Entwicklungstendenzen weiblicher Identität. In: Margrit Brückner, Birgit Meyer (Hg.) Die sichtbare Frau. Freiburg
- Oechle, Mechthild und Birgit Giesler (Hg.) (1998): Die ungleiche Gleichheit. Opladen
- Raguse-Stautfer, Betty (1995): Der Einfluss unbewusster Schuldgefühle während der Wechseljahre. In: psychosozial 18.Jg. 1995 Heft 11, S. 41-49
- Rauschenbach, Thomas (1994): Inszenierte Solidarität. Soziale Arbeit in der Risikogesellschaft. In: Ulrich Beck, Elisabeth Beck-Gernsheim (Hg.): Riskante Freiheiten. Frankfurt/Main
- Referat für gleichgeschlechtliche Lebensweisen in der Senatsverwaltung für Jugend und Familie, Berlin (Hg.) (1993): Pädagogischer Kongress: Lebensformen und Sexualität – Was heißt hier normal? Berlin
- Rennich, Maria S. (1988): Balanceakt Familie. Zwischen alten Leitbildern und neuen Lebensformen. Freiburg
- Rückert, Sabine (1998): Scharf aufs Leben. Eine emanzipierte Gesellschaft schafft sich im Femsehen neue Heldinnen – Frauen über 50. Ein Stereotyp vom trüben Altern ist gebrochen. Die ZEIT vom 24. 9.1998

Curiosity and Privacy: The Management of Children's Sexual Interest in the Family

- Sasse, Birgit (1995): Ganz normale Mütter – lesbische Mütter. Frankfurt/Main
 Schmauch, Ulrike (1994): Feminismus, Psychoanalyse und Erziehungsberatung. In: psychosozial 17. Jg. 1994 Heft 1, S. 95-105
- Schmauch, Ulrike (1994): Die Angst der Erwachsenen vor dem Körper des Kindes. In: Fernanda Pedrina et al. (Hg.), Spielräume – Begegnungen zwischen Kinder- und Erwachsenenanalyse, Tübingen
- Schmauch, Ulrike (1996): Körperberührung unter Generalverdacht? Zeitschrift Sozialisationsforschung 3, 1996, S. 284-297
- Schmidt, Gunter (1998): Sexuelle Verhältnisse. Reinbek
- Schnack, Dieter und Thomas Gesterkamp (1996): Hauptsache Arbeit. Männer zwischen Beruf und Familie. Reinbek
- Schüllein, Johann A. (1990): Die Geburt der Eltern. Opladen
- Sielert, Uwe, Sandra Bischof, Wilfried Grenz (1998): Gleichgeschlechtliche Lebensweisen in Schleswig-Holstein. Kiel
- Sies, Claudia (1995): Beziehungsveränderungen der Frau im Alter. In: psychosozial 18. Jg. 1995, Heft 11, S. 51-59
- Sigusch, Volkmar (1998): Kritische Sexualwissenschaft und die Grobe Erzählung vom Wandel. In: Gunter Schmidt und Bernhard Strauß (Hg.). Sexualität und Spätmoderne. Stuttgart
- Sozialwerk für Lesben und Schwule e.V. (Hg.) (1998): Lesbische und Schwule Familien – Vielfalt in Lebensformen. Dokumentation einer Fachtagung in Köln
- Stoller, Robert (1979): Perversion: Die erotische Form von Hass. Reinbek
- Sydow, Kirsten v. (1995): Sexuelle Lebensformen älterer Frauen als Thema der psychotherapeutischen, beratenden und ärztlichen Praxis. In: psychosozial 18. Jg. 1995, Heft 11, S. 61-70
- Valverde, Mariana (1989): Sex, Macht und Lust. Berlin 1989
- Wysocki, Gisela v. (2000): Die Früste der Freiheit. Hamburg 2000
- Ulrike Schmauch ist Professorin am Fachbereich Soziale Arbeit und Gesundheit an der Fachhochschule Frankfurt am Main.

Curiosity and Sexual Attraction

Sexual attraction to other people is often equated with sexual orientation, which is usually defined as the sex of the person one is attracted to (Meyer-Bahlburg, 1995). But sexual attraction may consist of many different facets. Knowledge of the sex of the desired person allows only for a rough categorisation. The more aspects one knows – of personality, physical appearance, styles of behaviour, attitudes, social class and so on – the more easily the sexual desire can be predicted. In retrospective studies, the age people remember being sexually attracted to another person varies considerably. Many studies report a mean age at some time in prepuberty, somewhere between nine and eleven years (Cohen and Savin-Williams, 1996; McClintock and Herdt, 1996). But in several cases the answers of subjects point back much further into early childhood. Such a wide range of answers is typically associated with problems of remembrance, but also they can be attributed to the lack of a clear definition of what is meant by being sexually attracted to a person. As described above, people may react to different facets of sexual attraction, and there may also be developmental changes in what the characteristic aspects of sexual attraction are. Sexual attraction in childhood can be triggered by changes in the hormonal system (McClintock and Herdt, 1996), but may also be dependent on some other, generally not sex-related, aspects of personal development, e.g. the acquired stage of cognitive abilities, that determine how aspects of sexual life can be mentally represented (Goldman and Goldman, 1983). In addition to this, a certain degree of stimulation of sexual interest by environmental conditions needs to be present. Early in life, sexual attraction may just mean interest in the sexual parts of other people. Children build up mental representations of the